

TORSTEN FINK

DRACHENSTURM

ROMAN

blanvalet

EBOOKS

TORSTEN FINK

DRACHENSTURM

ROMAN

blanvalet

EBOOKS

Torsten Fink

Drachensturm

Roman

Originalausgabe

blanvalet

1. Auflage
Originalausgabe November 2011 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2011 by Torsten Fink
Umschlaggestaltung: HildenDesign München
Lektorat: Simone Heller
Karte: © Jürgen Speh
HK · Herstellung: sam
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
ISBN: 978-3-641-06421-1
www.blanvalet.de

Die Neue Welt, 1532

Erstes Buch

CHAN CHAN

1. Tag



Das Ledergeschirr knarrte bei jedem Flügelschlag. Mila streckte ihre Rechte hinaus in die Finsternis, die sie seit ihrer Geburt umgab. Sofort zerrte der Wind an ihren Fingern. Sie flogen schnell und wohl auch nicht sehr hoch, denn seit einiger Zeit klang das Rauschen des Meeres sehr nah. Ein neuer Geruch stieg ihr in die Nase, würzig und fremd. Das Land konnte nicht mehr weit sein. Mila spürte, wie Marduk, der große Drache, der sie trug, seine Flügel im Wind ausbreitete und in den Gleitflug überging. Das Geschrei von Seevögeln wehte heran, und dann, schnell näher kommend, die Brandung der Ozeanwellen an fremden Ufern. Ein durchdringender Pfiff durchschnitt das gleichmäßige Rauschen der Wellen. Mila zuckte erschrocken zusammen, obwohl sie das Signal eigentlich schon erwartet hatte. Marduk stieß einen heiseren Ruf aus, und seine mächtigen Schwingen schlugen nun wieder auf und ab. Sie gewannen Höhe. Aus der Finsternis drangen die Rufe der anderen Drachen heran. Es waren dreizehn, die letzten ihrer Art, und sie waren hier, um dem Kaiser neues Land zu gewinnen. Der rollende Donner der Brandung kam rasch näher. Er klang beinahe wie ferne Kanonen. Mila klammerte sich fester an ihren Sattel. »Der Kriegsruf, Marduk«, rief der Hochmeister.

Marduk knurrte, holte tief Luft, und dann brüllte er, und die anderen Drachen fielen ein. Sie brüllten so laut, dass Mila sich die Ohren zuhielt, und verkündeten so ihren neuen Feinden, dass sie kamen.

Ein Heer von Zikaden hatte die Stadt eingeschlossen und schickte sich an, die Herrschaft über die vielfältigen Geräusche der Abenddämmerung anzutreten. Kemaq

blickte auf seinen Teller mit abgenagten Maiskolben. Er war immer noch hungrig. Sein Bruder Jatunaq schob das Geschirr wortlos, aber mit deutlich sichtbarem Unwillen zur Seite. Auch er war offenbar nicht satt geworden. Eine Zeitlang lauschten sie den Zikaden. Es war ihr Bruder Qupay, der zuerst das Wort ergriff: »Wir sollten Inti noch einmal für diese Mahlzeit danken, und dafür, dass wir nach so langer Zeit wieder glücklich vereint sind.«

Jatunaq brummte etwas, was sowohl Zustimmung wie auch Widerspruch sein mochte, und Kemaq lauschte in die Dunkelheit. Im Stillen gab er Qupay im zweiten Punkt Recht – es war lange her, dass sie zu dritt zusammengesessen hatten. Jatunaq war zwei Jahre fort gewesen und erst am Vortag aus dem Krieg heimgekehrt. Den ganzen Tag schon hatte Kemaq ihn behutsam nach den Kämpfen ausgefragt, aber Jatunaq war nicht sehr gesprächig gewesen. Er hatte sich ausgezeichnet, so viel war sicher, denn er war zum Anführer seiner Schar ernannt worden, aber über Einzelheiten schwieg er sich aus. Kemaq brannte darauf, mehr zu erfahren, gleichzeitig scheute er davor zurück, durch weitere Fragen Erinnerungen zu wecken, die seinem Bruder unangenehm zu sein schienen. Zu seiner Erleichterung nahm ihm Jatunaq diesen Schritt ab. Vielleicht hatte er bemerkt, dass Kemaq wieder einmal wie gebannt die tiefe Narbe auf seinem Oberarm anstarrte.

»Ein Speer, bei der Schlacht um Ambato. Der Mann, dem diese Waffe gehörte, kämpfte tapfer, doch ich habe ihn getötet«, verkündete er schlicht.

»Wann erzählst du uns von Cuzco?«, platzte Kemaq heraus.

Jatunaqs Miene verdüsterte sich schlagartig. »Frag mich nicht nach Cuzco, kleiner Bruder.« Dann seufzte er. »Jedenfalls bin ich froh, dass dieser Krieg endlich beendet ist.«

»Und dass Inti unseren Waffen zum Sieg verholfen hat«, warf Qupay ein.

Kemaq zog die Knie ans Kinn und schwieg. Jatunaq hatte sich verändert. Er war immer schon ernst gewesen, weil er als ältester Bruder die meiste Verantwortung zu tragen hatte, seit ihre Eltern fort waren, doch nun war er beinahe schwermütig.

Die Zikaden waren lauter geworden. Die alte Mocto, die das Essen für sie gekocht hatte, tauchte aus der nahen Hütte auf und begann, das Geschirr abzuräumen.

»Es war gut«, murmelte Jatunaq ein halbherzig klingendes Lob.

»Das glaub ich wohl«, murrte die Alte und verschwand in der Hütte.

Jatunaq grinste breit. »Ich sehe, sie ist während meiner Abwesenheit nicht freundlicher geworden.«

»So lange warst du dann doch nicht fort«, meinte Kemaq.

Der Krieger lachte und schüttelte den Kopf. »Es ist schon eigenartig. Viele Monde sind wir durch das weite Land gezogen und haben Huáscar und seinen Männern Schlacht um Schlacht geliefert. Es war eine harte Zeit, jede Straße hätte uns leicht in das Reich der Toten führen können, aber so karg wie hier war das Essen nie.«

»Wir darben gerne, wenn es dem Sohn der Sonne hilft, sein Recht zu erlangen und diesen Krieg zu gewinnen«, versicherte Qupay eifrig.

»Aber es ist ja nicht nur wegen des Krieges«, ergänzte Kemaq.

Qupay warf ihm einen warnenden Blick zu, aber Jatunaq seufzte und sah zum wolkenlosen Himmel auf, der sich bereits in düsterem Rot zeigte: »Ich weiß, die Trockenheit.«

»Das dritte Jahr«, sagte Kemaq schnell. Er war froh, endlich Unterstützung zu finden, denn Qupay, der ein Priester des Sonnengottes Inti war, wollte davon nichts hören. Kemaq war sich allerdings sicher, dass er sich nicht gegen Jatunaq stellen würde, und tatsächlich rieb sich

Qupay nur missmutig die stumpfe Nase und sagte: »Jetzt, wo der Krieg vorbei ist, wird der Regen bald kommen.«

»Habt ihr denn gute Zeichen gesehen?«, fragte Jatunaq neugierig.

Aber Qupay murmelte nur ausweichend und verwies auf die unendliche Gnade und Macht des großen Inti. Dann räusperte er sich, blickte Kemaq vorwurfsvoll an und sagte: »Du bist übrigens gesehen worden.«

»Was hast du denn jetzt wieder angestellt, kleiner Bruder?«, fragte Jatunaq mit mildem Spott.

Kemaq zuckte mit den Achseln.

»Er ist gesehen worden, als er mit den Steinen am alten Huaca sprach. Mit bestimmten Steinen«, setzte Qupay mit Nachdruck hinzu.

Kemaq fühlte sich unbehaglich. Er war es inzwischen gewohnt, dass er es Qupay nicht recht machen konnte, seit dieser in Intis Tempel diente, aber an der Meinung Jatunaqs lag ihm viel, und er war sich nicht sicher, wie dieser die Sache sehen würde.

Der Krieger lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich nehme an, du meinst die Bilder auf der Rückseite des alten Huaca?«

Qupay nickte. »Ich frage mich, ob ich dem Hohepriester nicht davon berichten sollte ...«

Jetzt war Kemaq wirklich beunruhigt. »Es ist noch nicht so lange her, da war es uns erlaubt, zu Tamachoc zu beten«, erklärte er trotzig.

»Doch damit haben wir Inti verärgert. Es ist kein Wunder, dass es nicht mehr regnet«, erwiderte Qupay scharf. »Wirklich, ich sollte es dem Hohepriester sagen, wenigstens, damit er die alten Bilder ausmeißeln lässt.«

»Das darfst du nicht!«, rief Kemaq erschrocken.

»Seit wann sagt ein Läufer einem Priester, was er nicht darf, kleiner Bruder?«, fragte Qupay höhnisch.

»Seit er einen älteren Bruder hat, der ihm davon abrät«, erklärte Jatunaq bestimmt. »Ich würde es ungern sehen,

wenn du unserem Kleinen Ärger bereitest«, fügte er begütigend hinzu.

»Dann rede du mit ihm und mach ihm begreiflich, dass die Zeiten der Regenschlange vorüber sind! Weißt du, wie es aussieht, wenn mein eigener Bruder dem verbotenen Kult huldigt? Ich bin ein Priester des Inti! Und ich bin kein Sohn des Sonnenvolkes und muss mich doppelt anstrengen, wenn ich das Gleiche erreichen will wie einer von ihnen!«

Ein warnender Blick von Jatunaq hinderte Kemaq daran, seinem auffallenden Zorn Luft zu machen. Der Krieger kratzte sich dann ausgiebig an seiner Narbe und meinte schließlich: »Dann solltest du es ihnen besser nicht erzählen, oder?«

Qupay fuhr ihn wütend an: »Ich weiß schon, dass du ihn immer beschützen willst!«

Aber seine Wut schien an dem älteren Bruder einfach abzuperlen. Jatunaq lächelte sehr breit und sagte: »Ich hoffe doch sehr, dass ich hier nicht einen meiner kleinen Brüder vor dem anderen retten muss.«

Qupay öffnete den Mund, stand auf und verschwand mit schnellen Schritten im Inneren der Hütte. Bald hörten sie ihn mit der Alten schimpfen, die sich jedoch nichts gefallen ließ.

»Viel hat sich hier während meiner Abwesenheit wirklich nicht geändert«, meinte Jatunaq lächelnd. Dann wurde er wieder ernst. »Er hat aber nicht Unrecht, kleiner Bruder. Es ist verboten.«

»Tamachoc war der Gott unserer Ahnen«, widersprach Kemaq vorsichtig.

»Doch das Sonnenvolk kam, und ihr Gott Inti besiegte Tamachoc. So ist es nur recht und billig, dass er über uns herrscht.«

Kemaq hätte nicht gedacht, dass auch Jatunaq die Regenschlange inzwischen aufgegeben hatte. »Aber haben sie nicht auch früher eine gefiederte Schlange verehrt?«, wandte er vorsichtig ein.

»Viracocha erschien einst in Gestalt einer Schlange«, bestätigte Jatunaq. »Und sie verehren ihn noch, denn er hat die Welt erschaffen. Aber Inti ist der Herr dieser Welt. Wie könnte es anders sein? Spürst du nicht die Macht, die er besitzt? Wenn er uns nicht gewogen ist, verweigert er den Regen. Und Qupay hat Recht – Inti zürnte, weil Huáscar seinem Bruder Atahualpa sein Geburtsrecht verweigert hat. Deshalb die Trockenheit, deshalb die Seuche. Doch nun ist Huáscar gefangen, und der Krieg ist zu Ende. Also wird der Regen bald zurückkommen.«

»Natürlich habe ich Recht«, sagte Qupay, der mit einer dampfenden Schale Maisbrei aus der Hütte kam. Als er die hungrigen Blicke seiner Brüder sah, schlich ein gänzlich würdeloses Grinsen über sein Gesicht. »Die Alte meint, es sei für den großen Helden unserer Gemeinschaft, und es sei an ihm, ob er seinen unnützen Brüdern davon abgeben will. Ich glaube wirklich, sie hat Maiskorn für Maiskorn für deine Wiederkehr zurückgelegt, großer Bruder.«

Jatunaq ließ seinen Blick zwischen der Schale und seinen Brüdern hin und her schweifen. »Wirklich, ich war so lange fort, dass ich nicht mehr sicher weiß, ob ich Brüder habe«, scherzte er, aber dann teilte er doch.

Kemaq brachte kurz darauf die leere Schale in die Hütte. Die alte Mocto hockte am Feuer und starrte hinein. Sie kümmerte sich um die drei Brüder, seit es dem Sapay Inka gefallen hatte, ihre Eltern in eine andere Stadt weit im Süden zu schicken. Kemaq bekam plötzlich ein schlechtes Gewissen. »Wenn du willst, kann ich noch Wasser holen«, bot er an, als er die Schale abstellte.

»Wenn ich auf dich warten würde, Läufer, wäre ich schon lange verdurstet«, lautete die grimmige Antwort. Dann erhob sich die Alte, griff nach einem Reisigbündel und begann, die Hütte auszukehren. Damit trieb sie Kemaq ziemlich unhöflich mit dem Staub hinaus.

Als er wieder vor die Hütte trat, sahen ihn seine Brüder auf eine Weise an, die ihm verriet, dass sie über ihn gesprochen hatten.

»Ich habe gehört, dass einer der Torläufer seinen Dienst bald aufgeben muss«, begann Jatunaq.

»Er wird langsam zu alt«, gab Kemaq zu. Er ahnte, worauf das hinauslief.

»Ich könnte ein gutes Wort für dich einlegen«, bot Qupay an, nicht zum ersten Mal.

»Es gefällt mir dort, wo ich bin«, erklärte Kemaq. Es gefiel ihm wirklich. Ihm oblag ein Stück der Straße hinab Richtung Küste. Wenn er bergab lief, konnte er in der Ferne sogar die große Stadt Chan Chan erkennen. Es sah manchmal so aus, als läge sie zum Greifen nahe, als müsse er nur eine kleine Weile weiter laufen, um sie zu erreichen, aber in Wirklichkeit lagen noch viele Läuferhütten zwischen ihm und der Stadt am Meer. Die anderen Läufer stöhnten oft über die schwierige und kraftraubende Steigung der Straße, aber ihm machte das nichts aus. Und es war weit genug von Tikalaq entfernt, um Qupay nicht zu oft zu begegnen. Wäre er erst einmal Torläufer, dürfte – oder müsste – er jede Nacht in den Hütten seiner Gemeinschaft neben seinem Bruder und all den anderen unverheirateten jungen Burschen schlafen. Draußen waren nur die anderen Läufer, und das war ihm viel lieber.

»Ich verstehe ja nicht viel von deinem Geschäft, kleiner Bruder, aber mir scheint die Strecke zum Tor doch auch viel leichter zu sein«, stimmte Jatunaq zu.

Kemaq fragte sich, warum sich sein großer Bruder dem Standpunkt Qupays anschloss.

»Du würdest in den Tempel und in den Palast des Statthalters kommen«, rief Qupay mit übertriebener Begeisterung.

Offenbar hatte er keine Ahnung, dass sich sein jüngerer Bruder genau davor fürchtete. Es war eine Sache, eine Nachricht einem anderen Chaski weiterzusagen, aber mit

dem Hohepriester oder gar Curaca zu sprechen, das war doch etwas ganz anderes.

Kemaq schwieg verdrossen und lauschte in die Abenddämmerung. Die Zikaden waren verstummt, dafür drang der Lärm vieler Stimmen durch die Stadt. Irgendetwas schien vorgefallen zu sein, etwas, das die Feldarbeiter daran hinderte, zu den Hütten ihrer Gemeinschaft zurückzukehren.

Qupay schien die Unruhe in den Straßen nicht zu bemerken, denn er fuhr fort: »Jedenfalls habe ich gerade gestern den Meister der Chaski im Tempel getroffen. Es ist durchaus möglich, dass der Glanz deiner Brüder schon sehr bald auf dich abfärbt, kleiner Bruder.« Qupay setzte ein sehr selbstzufrieden wirkendes Lächeln auf.

Kemaq starrte ihn entgeistert an. »Was hast du denn gesagt?«, entfuhr es ihm.

»Ich fände es viel wichtiger, zu erfahren, was der Meister geantwortet hat«, meinte Jatunaq.

»Kemaq sei der schnellste Läufer der Stadt, hat er gesagt. Und er habe ihn schon im Sinn, wenn es um höhere Aufgaben und wichtigere Strecken ginge«, führte Qupay genüsslich aus.

»Aber ...«, stammelte Kemaq, der nicht wusste, ob er nun unglücklich oder wütend werden sollte. Er war sich plötzlich im Klaren darüber, dass Qupay sich nicht ganz uneigennützig für ihn einsetzte. Die Torläufer – es gab an jedem der beiden Tore vier – waren die angesehensten Chaski. Wessen Glanz sollte hier wohl auf wen abfärben?

Jatunaq beugte sich jetzt zu ihm herüber und schlug ihm kräftig auf die Schulter. »Es wird auch langsam Zeit, dass du uns Ehre machst, kleiner Bruder.«

Kemaq wollte niemandem Ehre machen, nicht einmal seinen Brüdern. Er wollte nicht in Palästen oder Tempeln aus und ein gehen. Er wollte nur laufen, nichts weiter. Dass seine Brüder das einfach nicht verstehen konnten!

»Jedenfalls hat dein Meister auch gesagt ...«, fuhr Qupay fort und verstummte dann plötzlich. Die Unruhe in den Straßen war größer geworden. Lautes Geschrei stieg über den Häusern auf. »Hört ihr das?«, fragte er beunruhigt.

Jatunaqs Hand fuhr an den Gürtel, an dem er für gewöhnlich seinen schweren Streitkolben trug, doch in der Stadt hatte er ihn abgelegt. Schlurfende Schritte näherten sich. Alle drei starrten auf die Hausecke. Dort erschien jetzt die alte Mocto. Kemaq hatte gar nicht bemerkt, dass sie verschwunden war. An einem Riemen trug sie zwei Kürbisflaschen. Also hatte sie doch erst Wasser geholt, nachdem er sie vorhin gefragt hatte. Jetzt war ihr verwittertes Gesicht noch eine Spur grimmiger als sonst.

»Was ist das für ein Geschrei in den Straßen, Mutter Mocto?«, fragte Jatunaq.

»Seid ihr taub, ihr Söhne Himaqs? Hört ihr nicht, dass sie *Feuer, Feuer* rufen?«

Sie erhoben sich von ihren Plätzen. Kemaq stieg auf die niedrige Mauer, die die Häuser ihrer Gemeinschaft umgab. Die Stadt lag im Dunkeln.

»Ich rieche nichts«, stellte Jatunaq fest. »Wenigstens keinen Rauch.«

Die Alte war einfach weitergeschlurft. Jetzt stand sie am Eingang ihrer Hütte, drehte sich noch einmal um und sagte: »Ihr Dummköpfe. Glaubt ihr, ich schlendere gemütlich zum Brunnen und zurück, wenn es in Tikalaq brennt? Es ist die Stadt Chan Chan, die in Flammen steht! Das ist das Ende! Wie es vorhergesagt war!«

»Vorhergesagt?«, fragte Jatunaq, und der große Krieger wirkte plötzlich verunsichert.

»Das Ende des Sonnenvolkes«, sagte Mocto trocken. »Es wird nun endlich wahr.«

Mila klammerte sich an den Sattel, und sie hörte das lederne Geschirr unter dem Gewicht der drei Reiter knirschen. Der Wind zerrte an ihrem Umhang. Für einen

Augenblick war er so stark, dass er den Lärm, der aus der Stadt drang, verwehte. Diese Ruhe war jedoch nur von kurzer Dauer, dann umfing sie wieder das Geschrei der Seevögel, von denen sie tausende aufgescheucht haben mussten.

»Nach links, Marduk, dieser Tempel dort!«, rief ihr Großonkel, der Hochmeister, der vor ihr auf dem Rücken des Drachen saß. Der Drache knurrte kurz, und Mila spürte, wie er die Flügel anlegte und in elegantem Winkel nach links abtauchte. Sie wurden schneller. Sie hörte ein tiefes Grollen aus der Kehle des Drachen. Sie wusste, was nun gleich folgen würde. Bislang hatten sie sich zurückgehalten, Marduk war hoch in der Luft geblieben, damit der Hochmeister den Angriff koordinieren konnte. Doch offenbar war ihr Großonkel der Meinung, dass er nun eingreifen musste. Brandgeruch hing in der Luft. Sie hörte dünne Schreie, die aus der Stadt aufstiegen. Etwas prasselte gegen die eiserne Rüstung des Hochmeisters, und dann streifte ein Geschoss ihren Arm. Die Männer dort unten waren tapfer, wenn sie einem angreifenden Drachen ihre armseligen Pfeile entgeschickten, statt davonzurennen. Plötzlich legte sich Marduk mit einer schnellen Bewegung auf die Seite und ließ mit heiserem Fauchen seinen Flammenstrahl los. Selbst Milas blinde Augen nahmen den Widerschein des Feuers wahr. Jetzt schrien Männer auf. Todesschreie. Mila drückte sich schauernd dichter an ihren Onkel. Was hatte sie sich nur dabei gedacht, unbedingt bei dieser Schlacht dabei sein zu wollen?

Die Schreie verfolgten sie, als sie ihr Angriffsziel hinter sich ließen. Mila spürte die Hitze, die von den brennenden Hütten aufstieg. Sie versuchte sich vorzustellen, was dort unten vor sich ging: das schreckliche Chaos, das ihr Angriff anrichtete, die verängstigten Menschen, die einen Blick gen Himmel warfen und dann diesen riesigen schwarzen Schatten über ihre Stadt gleiten sahen. Aber die Schreie

waren dünn, vereinzelt. Marduk schien es nicht eilig damit zu haben, Höhe zu gewinnen.

»Wo steckt Behemoth? Das Tor!«, fluchte der Hochmeister jetzt.

»Ich sehe es«, brummte Marduk.

Schlagartig nahmen Hitze und Lärm ab, sie mussten über die Stadtgrenze hinausgeflogen sein. Der Drache schwenkte in eine weitere elegante Kurve ein; mit zwei, drei Schlägen seiner riesigen Flügel stieg er schnell höher.

»Was ist denn, Onkel?«, fragte Mila, die sich ihrer Blindheit selten so sehr bewusst war.

»Behemoth sollte das Tor dieser Festung dort einnehmen, solange es noch unverteidigt war, jetzt ist es von vielen Kriegern besetzt«, erklärte ihr Großonkel.

»Soll ich mich darum kümmern?«, fragte die dunkle Stimme des Drachen.

»Nein, mein Freund«, rief der Hochmeister, »aber ich sehe Nabu dort drüben. Ruf ihn.«

Marduk brüllte kurz heiser auf. Ein zweites Brüllen, gar nicht weit entfernt, antwortete.

»Don Rodrigo!«, rief der Hochmeister, und Mila hörte, dass er den Trichter benutzte, um seine Stimme zu verstärken. »Das Tor dort, brecht ihren Widerstand! Wir geben Euch Deckung.«

Dieses Mal war es nicht der Drache, sondern sein Reiter, der mit einem Schrei antwortete. Es klang beinahe wie ein Jubelruf. Aber vielleicht stammte er auch von einem der beiden jungen Waffenknechte, die mit dem Ritter auf Nabu saßen. Das inmitten der Schlacht unpassend scheinende Jauchzen wurde rasch leiser, und Mila hörte, dass sich der Flügelschlag des anderen Drachen entfernte.

»Ihm nach, Marduk«, rief der Hochmeister, aber das war gar nicht nötig, denn Marduk verlagerte bereits sein Gewicht, um einen neuen Kurs einzuschlagen. Seine mächtigen Schwingen schnitten mit leisem Pfeifen durch die Luft. Für einen kurzen Augenblick gab es nur noch den

Wind, aber dann hörte Mila das heisere Fauchen eines Flammenstrahls und das vielstimmige Geschrei von Menschen.

»Er verschafft sich nur Platz«, rief Dietmar, der alte Diener des Hochmeisters, der sich hinter Mila an den Sattel klammerte. Sie erkannte an seiner Stimme, wie verkrampft der Mann war. Auch er war für gewöhnlich nicht dabei, wenn die Drachenritter in den Kampf zogen.

»Was passiert dort unten, Dietmar?«, fragte Mila nach hinten.

»Nabu ist auf dem Tor dieser Festung gelandet, Comtesse, aber niemand wagt es, ihn oder seine Reiter anzugreifen.«

Marduk flog eine enge Schleife. Ein donnerndes Krachen stieg von unten auf.

»Gute Arbeit«, rief der Hochmeister hinab, und aus der Tiefe antwortete das helle Lachen Don Rodrigos.

»Der Drache, er hat die Torflügel mit seinem Schwanz zerschmettert, und jetzt fliehen auch die letzten Verteidiger dort unten in alle Richtungen«, erklärte Dietmar, als sich Mila fragend umwandte.

Ihr Onkel drehte sich zu ihr um und rief: »Keine Angst, es ist so gut wie überstanden.« Dann wandte er sich an den Drachen. »Marduk, ruf deine Brüder zurück. Ich denke, ich habe die richtige Festung gefunden.«

Marduk ließ daraufhin ein dreifaches markerschütterndes Brüllen hören. Von überall aus der Dunkelheit kamen die Antworten der anderen Drachen des Ordens. Dann wurde der Lärm unter ihnen leiser. Mila schloss daraus, dass sie aufstiegen.

»Ich frage mich, ob wir uns nicht zu viel vorgenommen haben, Maximilian«, meinte der Drache, »diese Stadt ist riesig.«

Mila hörte, wie schwer er atmete. Sie waren seit Stunden in der Luft.

»Aber für eine so große Stadt sind es wirklich wenige Krieger. Und hast du nicht gesehen? Die halbe Stadt

scheint unbewohnt zu sein, nur die Festungen an der Küste werden verteidigt«, rief der Hochmeister. Dann hörte Mila, wie er einem der anderen Drachenritter, die in der Nähe kreisten, zurief: »Lorenzo, die Festung dort! Ich sehe offenes Wasser, einen Kanal. Landet dort und verschafft uns Quartier.«

Marduk unterstützte den Befehl mit einem erneuten heiseren Brüllen, und die anderen Drachen antworteten und stießen auf die unglückliche Stadt hinab. Marduk folgte ihnen nicht.

Eine Weile blieben sie hoch in der Luft. Mila hörte das prasselnde Feuer, die grellen Schreie der Seevögel und darunter die Hilferufe der Menschen. Brandgeruch mischte sich in die staubige Luft.

Der Hochmeister brummte plötzlich unzufrieden. »Wer ist das? Dort drüben, am Strand?«

»Nergal und Behemoth, wer sonst?«, knurrte Marduk.

»Sie sollen die Menschen in die Stadt treiben, nicht umbringen. Wir haben wahrlich Besseres zu tun. Ruf sie zurück.«

Marduk ließ ein weiteres lautes Brüllen hören.

»Sie stellen sich taub«, rief der Hochmeister ungehalten.

»Nicht mehr lange«, meinte Marduk und ging in einem schnellen Sinkflug nieder. Wieder war der Wind so gnädig, die Rufe des Jammers, die aus der brennenden Stadt aufstiegen, zu mildern.

Mila wandte sich zu Dietmar um. »Was geschieht dort?«, rief sie.

»Die Fischerboote. Der Schwarze Nergal und Behemoth stecken sie in Brand. Menschen sind dort, sie werden zurück in die Stadt getrieben.«

Der Schwarze Nergal. Er war der einzige Drache, vor dem Mila sich fürchtete, denn ihn umwehte eine kalte Feindseligkeit, die er allen Menschen gegenüber zu hegen schien, selbst den Rittern des Ordens.

Wieder brüllte Marduk, und der Zorn ließ seine Stimme beben. »Vorsicht«, rief ihr Onkel. Und dann war die donnernde Brandung plötzlich ganz nah. Sie waren zu tief. Mila roch nun tausend Gerüche, die vom Meer aufstiegen, von fremdem Sand, fremden Pflanzen, und dann glaubte sie sogar die Angst der Menschen zu riechen, die vor den feuerspeienden Drachen davonrannten.

Jatunaq war als Erster gegangen, hatte wortlos seinen Schild und seinen schweren Streitkolben genommen und war mit einem knappen Nicken zum Palast des Statthalters aufgebrochen. Qupay war ihm nach einem kurzen Augenblick der Unentschlossenheit gefolgt. Inzwischen lief auch Kemaq durch die Straßen von Tikalaq zum westlichen Tor. Das Durcheinander war beträchtlich. Jene, die bisher nur von dem Brand gehört hatten, rannten hinaus, um ihn mit eigenen Augen zu sehen, und jene, die ihn schon gesehen hatten, strebten zum Tempel oder, wenn es ihr Amt verlangte, zum Palast des Curaca.

»Die Hirten oben auf dem Berg haben es entdeckt«, erklärte einer, den Kemaq anhielt und fragte, wie sie von dem Feuer erfahren hatten. Als er die Stadt verließ, sah er auch Menschen mit Fackeln am Huaca, und dieses Mal schien niemand die Betenden vom Grabmal der Ahnen vertreiben zu wollen. Tikalaq lag auf einer schmalen Hochebene, der die Menschen mit viel Mühe das Notwendige zum Leben abrangen. Eine Kette von Bergen trennte sie von der westlichen Küste, und der Chanajirka war der höchste von ihnen. Kemaq sah etliche Menschen dort hinaufklettern und folgte ihnen. In der Dunkelheit war der Aufstieg schwierig, und Kemaq fragte sich wieder einmal, wie die Hirten es schafften, ihre Lamas hier hinaufzubringen. Als er endlich oben ankam, sah er viele Menschen, die in der Dunkelheit nach Südwesten starrten. Kemaq kletterte einen letzten steinigen Hang hinauf, um bessere Sicht zu haben, dann blieb er stehen, denn der

Anblick verschlug ihm fast den Atem: Chan Chan, die große Stadt des Muschelvolks, stand in Flammen! Sie lag an der Küste und einige Stunden von den Bergen entfernt, aber es war eine sternklare Nacht, und die Sicht war gut. In Gedanken hatte Kemaq die Entfernung schon oft geschätzt: Ein Fußgänger würde neun oder zehn Stunden bis dorthin brauchen, die Läuferkette der Chaski überwand die Entfernung allerdings in nur dreien. Kemaq runzelte die Stirn. Etwas an diesem Brand kam ihm seltsam vor. Ein Nachbar auf der Hügelkette sprach es aus: »Ein eigenartiger Brand ist das. Sieh, es sind doch mehrere Feuer, an verschiedenen Stellen. Brennt es nicht auch dort, vor der Stadt, in der Wüste? Oder täuschen mich meine Augen?«

»Sie täuschen dich nicht. Auch ich begreife es nicht. Dies ist kein Feuer, das auf natürliche Weise entstanden ist, denn wie sollte es so weit hinaus in die Wüste gelangen?«

Neben ihm murmelte ein Mann leise vor sich hin, und Kemaq hörte deutlich das Wort *Weissagung* heraus. Auch die alte Mocto hatte etwas Ähnliches verlauten lassen, aber er hatte in der Aufregung vergessen, weiter nachzufragen. Jetzt wandte er sich an den Mann, der Tracht nach ein Sohn des Sonnenvolkes, und fragte ihn.

Im Dunkeln konnte er die Züge des Mannes nicht erkennen, aber es klang sehr herablassend, als er antwortete: »Was ist das für eine Frage, Mann? Selbst die Männer des Steinvolkes sollten doch gehört haben, dass dies das Jahr des Pachakuti ist.«

Kemaq verstummte verärgert. Pachakuti? Dieses Wort hatte er schon einmal gehört, aber er kannte die Bedeutung nicht. Er würde Qupay fragen, wenn er ihn traf. Weissagungen waren Sache der Priester. »Wann wurde das Feuer bemerkt?«, fragte er einen der anderen Männer in seiner Nähe.

»Kurz nach Einbruch der Nacht, Freund«, lautete die Antwort. Kemaq rechnete nach. Es würde noch eine ganze

Weile dauern, bis zuverlässige Nachricht aus dem Tal kam. Selbst die schnellsten Läufer würden Zeit brauchen, und er fragte sich, ob in der dort unten herrschenden Not überhaupt jemand daran gedacht hatte, den Chaski eine Nachricht aufzugeben. Was mochte nur die Ursache für diese Feuer sein? Ein Feind? Der Krieg gegen Huáscar war doch zu Ende. Und wo sollte der Feind hergekommen sein und wie sich unbemerkt der Stadt genähert haben? Nein, kein Heer bewegte sich durch Tawantinsuyu, ohne dass die Chaski davon erfuhren. Ein Aufstand vielleicht? Die Chimú, das Muschelvolk, waren doch schon vor vielen Jahren von den Inka unterworfen worden, wie alle anderen Völker, warum sollten sie sich ausgerechnet jetzt erheben? Und was hatte es mit dem Pachakuti auf sich, das dieser überhebliche Mann vom Sonnenvolk erwähnt hatte? Kemaq seufzte. Wenn dort unten gekämpft wurde – und den Gerüchten zufolge, die durch die Nacht schwirrten, war das die wahrscheinlichste Erklärung für die Brände –, dann mochte es sein, dass die Kette der Chaski unterbrochen war. Er runzelte die Stirn, denn ihm wurde klar, *wie* wahrscheinlich das war. Ein Feind würde doch als Erstes dafür sorgen, dass niemand durch die Läuferkette schnell erfuhr, was vor sich ging, und wenn sie die Chaskiwasi überfielen und zerstörten, dann wäre dieses Ziel erreicht. Wäre er der Meister der Läufer, dann würde er eigene Boten oder Späher hinabschicken, sonst würden sie vielleicht nie erfahren, was dort vor sich ging. Er seufzte, denn der jetzige Meister der Läufer war kein Mann, der eigene Einfälle hatte. Aber er konnte ihm dabei vielleicht helfen! Kemaq löste seinen Blick von dem unheimlichen Schauspiel in der Ferne und lief zurück zur Stadt. Er würde mit seinem Meister reden.

Sein erster Weg führte ihn zum Haus der Läufer, das unweit von Tempel und Palast lag. Er kannte die beiden Chaski, die dort auf Befehle warten, nur flüchtig. Sie liefen

unruhig vor dem Haus auf und ab und fragten ihn neugierig aus, denn natürlich hatten sie ihren Posten nicht verlassen dürfen und alle Neuigkeiten über die brennende Stadt bisher nur aus zweiter Hand erfahren. Sie waren enttäuscht, weil auch Kemaq nichts Näheres wusste. Er hörte von ihnen, dass ihr Meister weder im Haus der Läufer noch im Palast, sondern im Tempel war, denn Ollamac, der alte Curaca der Stadt, war ebenfalls dort. »Es scheint, dass die Priester wissen, was vor sich geht, oder wenigstens wissen sie mehr als wir«, meinte der jüngere der beiden Chaski. Der Tempel – kein Ort, den Kemaq gerne besuchte. Aber seine Neugier war zu groß. Also machte er sich, mit sehr gemischten Gefühlen, auf den Weg.

Brandgeruch zog bis in die Gänge des großen Gebäudes, das die Drachenritter zu ihrem Hauptquartier erkoren hatten, und von draußen drangen die wütenden Schreie der Seevögel herein, die sie aus ihren Nestern vertrieben hatten. Milas weißer Stab, fast ebenso lang wie sie selbst, tastete sich durch den kahlen Gang voran. Das leise Klacken seiner Spitze erlaubte ihrem Gehör, den ungefähren Verlauf und die Beschaffenheit dieses Ganges einzuschätzen. Er war schmucklos, sie spürte auch keinen Teppich unter den Füßen, sondern nur harten Lehm. Es schien viele Kammern zu beiden Seiten zu geben, deren Eingänge nur durch schwere Vorhänge verhängt waren, und wäre der alles durchdringende Brandgeruch nicht gewesen, hätte sie dieses Gebäude vermutlich als angenehm kühl empfunden. Es war groß, selbst nach europäischen Maßstäben, das hatte ihr Dietmar gesagt. Angeblich würde die ganze Burg ihrer Familie hier hineinpassen. Mila spürte, dass dieser Palast, oder was immer es war, alt war, ohne dass sie genau hätte sagen können, woran sie das merkte. Er wirkte unbewohnt, wie es offenbar die ganze Festung war. Die Drachen hatten die

Ritter und Waffenknechte auf einem großen Platz vor diesem Palast abgesetzt, und dann hatten die Männer ihn unter lautem Hurra-Gebrüll gestürmt. Sie waren – und Mila schien es, als seien sie darüber enttäuscht – auf keinerlei Widerstand gestoßen. Sie dachte über dieses Rätsel nach, während ihr Stab den Weg nach Hindernissen absuchte.

Dietmar hatte ihr angeboten, sie zu führen, aber sie hatte abgelehnt. Der Mann hatte genug damit zu tun, die Quartiere herzurichten, und sie hatte ihm versichert, dass sie sich bestens zurechtfinden würde. Sie war sogar zuversichtlich, dass sie sich in diesem Gebäude bald besser auskennen würde als der besorgte Diener. Seine Beschreibung der Stadt war reichlich ungenau und eher verwirrend gewesen. Immerhin hatte sie verstanden, dass es keine Stadtmauer, aber wohl beinahe ein Dutzend »Festungen« gab, die durch riesige Wälle streng voneinander getrennt waren und nicht viel mit europäischen Zitadellen gemein hatten. In jeder dieser Festungen schien es Tempel, Paläste, Hütten und große Plätze zu geben, die Dietmar zwar aus der Luft gesehen, aber ebenfalls äußerst ungenügend beschrieben hatte. Es schien wirklich, dass die Zitadelle, die sie eingenommen hatten, bis auf die zahllosen Seevögel vollständig verlassen war. Die Waffenknechte – bis auf Marduk hatte jeder Drache neben seinem Ritter noch zwei oder drei Männer getragen – waren allerdings noch dabei, die Hütten und die vielen Lagerhäuser zu durchsuchen, als könnten sie nicht glauben, dass es hier keine Feinde geben sollte.

Außerhalb der hohen Mauern, in anderen Teilen dieser seltsamen Stadt, wütete Feuer. Die Dächer, so Dietmar, waren mit trockenem Schilf gedeckt, das wie Zunder brannte. Sie fragte sich, ob denn niemand die Feuer löschte, denn jetzt schien es ihr seltsam still in der Stadt. Sie hörte das einschüchternde Brüllen eines Drachen und vermutete, dass es Schamasch war, der den einzigen Zugang zu ihrer Festung bewachte. Andere Drachen lagen

draußen auf dem großen Platz, der von einem Kanal geteilt wurde. Sie hatte ihn selbst auf einer steinernen Brücke überquert, nachdem Marduk gelandet war. Sie war zwar blind, aber sie hatte dennoch den Eindruck, dass dies einst ein schöner Ort gewesen sein musste. Warum nur war er verlassen? Sie schüttelte den Gedanken ab und konzentrierte sich auf das rhythmische, leise Klacken ihres Stabes, der sie weiter den Gang entlangführte. Es fiel ihr schwer zu glauben, dass dieser Palast angeblich sogar kleiner war als andere Gebäude dieser Anlage. Die Ritter hatten ihn gewählt, weil er im Gegensatz zu den anderen nur einen Zugang und in den unteren Geschossen auch keine Fenster hatte. Somit war er leicht zu verteidigen.

Mila vernahm jetzt die Stimmen zweier Männer, und sie konnte sie bald unterscheiden: Es waren ihr Großonkel, Hochmeister Maximilian, und Graf Tassilo, einer der Ordensmeister. Es war die Rede von bestimmten Bildern, die sie suchten, und von Meister Albrecht, dem Alchemisten, der noch auf dem Schiff der Pizarros war, das erst in den nächsten Tagen erwartet wurde. Plötzlich aber verstummten die Stimmen. Mila hatte den offenen Eingang des großen Saales erreicht. Ein frischer Windstoß begrüßte sie.

»Ah, Mila, komm nur herein«, rief ihr Großonkel. »Ist das Quartier zu deiner Zufriedenheit?«

Sie nickte und blieb stehen. Etwas sagte ihr, dass dort vor ihr ein Hindernis auf dem Boden lag.

»Gebt Acht auf Eure Schritte, Comtesse«, warnte die raue Stimme Graf Tassilos.

Ihr Stab tastete über Lehmziegelbrocken.

»Du musst entschuldigen, Mila, aber offensichtlich war das Dach dieses Palastes nicht für die harte Landung von Drachen bestimmt.«

Durch die Decke tönte ein misstrauisches Schnauben. Mila erkannte Marduk, der wohl hinaufgeflogen war, nachdem er sie abgesetzt hatte. Jetzt verstand sie auch den Wind,

der durch die weitläufige Kammer wehte. Wenn ihre Sinne sie nicht täuschten, fehlte nicht nur ein Teil der Decke, auch ein Stück der Außenwand musste weggebrochen sein. Sie überquerte das Hindernis mit einem entschlossenen Schritt.

»Es ist schade, dass du das nicht sehen kannst, Mila: Die Goldschmieder dieser Eingeborenen verstehen ihr Handwerk.«

»Und sie haben Gold und Silber im Überfluss, Comtesse. Pizarro hat nicht übertrieben«, fügte Graf Tassilo hinzu. Er war der Tressler, also der Schatzmeister des Ordens.

Anna Milena Leonore Gräfin von Tretzky, genannt Mila, trat an den Tisch und streckte die Hand aus, bis sie eine kleine, kühle Figur berührte. »Ich hielt diesen Palast für verlassen«, sagte sie. Sie befühlte vorsichtig das erste Stück. Es war schwer und glatt, Silber, da war sie sich sicher.

»Ja, es ist seltsam. In einigen Kammern scheinen Menschen gewohnt zu haben, die wir aber nicht finden können. Das Geschmeide stammt von dort«, sagte der Hochmeister nachdenklich.

Mila ertastete feine Strukturen und Ziselierungen. Es war ein Tier, das sie nicht kannte. »Das ist doch kein Pferd, oder?«, fragte sie unsicher.

Graf Tassilo lachte kurz auf. »Nun, man könnte es leicht mit einem Pferd verwechseln. Es handelt sich wohl um ein Lama, wie wir sie in San Miguel gesehen haben, Comtesse. Es ist Silber, gutes Silber, das ist die Hauptsache, und ist es erst eingeschmolzen, ist es ohnehin gleich, was es einmal war.«

Mila stellte das Tier vorsichtig zurück. Sie spürte einen starken Unwillen dagegen, so eine kunstvolle Figur in einem Schmelzofen zu vernichten. Sie war blind, und nur mit wenigen Ordensrittern war sie so vertraut, dass sie sie um Erlaubnis bitten konnte, ihr Gesicht zu ertasten. Ihren Großonkel hatte sie schon vor Jahren gefragt, und seine

hohe Stirn, die buschigen Brauen und die vielen feinen Falten hatten sie in ihrem Eindruck bestätigt, dass er eine würdevolle Erscheinung war. Den Tressler hatte sie nie berührt, sie spürte auch kein Bedürfnis danach, und sie stellte ihn sich als eine Art Gnom mit gierigen, großen Händen vor. Hier lag sie jedoch falsch, wie ihr Dietmar versichert hatte: Graf Tassilo war zwar etwas klein von Wuchs, aber sonst durchaus ansehnlich – was immer darunter zu verstehen war. Jetzt fragte sie sich, ob der Graf absichtlich auf ihre Schwäche angespielt hatte. Sie hatte natürlich noch nie ein Lama *gesehen*. Ihre Rechte tastete weiter und bekam einen schweren Becher zu fassen.

»Gold«, erklärte der Tressler. »Die Berichte über die Reichtümer dieses Landes waren wohl eher untertrieben, wenn sogar in diesem halb verlassenen Palast derart wertvoller Zierrat zu finden ist. Ich bin bereit, Pizarro Abbitte zu leisten, denn ich war bis heute der Meinung, er hätte von all dem Gold und Silber nur phantasiert, um die nötigen Vollmachten und Mittel für die Fortführung seiner Expedition aufzutreiben. Ich habe mich geirrt.«

Mila stellte den Becher – auf seinem Rand saß eine kleine Figur mit zu großem Kopf und langer Nase – wieder ab. Noch nie hatte sie etwas Vergleichbares in der Hand gehalten.

Der Schatzmeister wandte sich an den Hochmeister des Drachenordens. »Aber Ihr müsst mich nun entschuldigen, Graf Maximilian, Comtesse, denn es ist sehr viel zu tun. Wir haben die Festung zwar im Handstreich genommen, doch nun müssen wir auch dafür sorgen, dass sie in unserer Gewalt bleibt. Wir wissen ja noch nicht genau, wann die Verstärkung eintrifft. Ich werde hinuntergehen und sehen, wie weit Marschall di Collalto und de Lanois mit der Organisation der Verteidigung sind. Außerdem sollte der Morisco bald zurück sein. Ich hoffe, er hatte Erfolg.«

»Und erinnert di Collalto daran, unsere Fahnen auf dem Dach zu hissen.«

»Die des Kaisers?«, fragte der Tressler.

»Und die unseres Ordens. Mit der spanischen wollen wir noch ein wenig warten«, sagte der Hochmeister mit einem seltsamen Unterton. Mila nahm an, dass es um Politik ging – das war etwas, wovon sie nicht viel verstand. Stattdessen fragte sie neugierig: »Womit Erfolg, Graf Tassilo?«

»Der Morisco versucht, mit einigen unserer Männer jemanden aufzutreiben, der in dieser Stadt etwas zu sagen hat. Sie ist riesig, scheint aber weitgehend unbewohnt zu sein. Bisher haben wir jedenfalls vergeblich nach dem Curaca gesucht. Er scheint sich zu verstecken, und sein ganzer Hof mit ihm. Vielleicht war unser Angriff in dieser Hinsicht etwas *zu* erfolgreich.« Er verneigte sich knapp, wie Mila aus dem leisen Knarren der Lederriemen seiner Rüstung schloss, und verließ die Kammer mit dem leicht schleppenden Schritt, der ihr verriet, dass die Gicht dem Grafen wieder zusetzte. Sie war froh, dass er ging, denn sie fühlte sich in seiner Gegenwart immer etwas unwohl.

»Hat Don Mancebo diese Festung wirklich verlassen?«, fragte sie besorgt, als sie unter sich waren.

»Das war unvermeidlich, Mila. Ich denke aber, dass die Indios es sich gut überlegen werden, bevor sie ihn, unsere Waffenknechte und vor allem seinen Drachen Ianus angreifen. Ich habe eher Sorge, dass sie sich noch tiefer verkriechen und wir niemanden finden, der uns hier Rede und Antwort steht.«

Mila war nicht beruhigt. »Aber in den engen Straßen? Da kann Ianus vielleicht nicht richtig kämpfen, Onkel.«

Der Hochmeister schien jedoch abgelenkt: »Es ist wirklich erstaunlich, Mila«, erklärte er, »sie verstehen sich auf die Bearbeitung von Silber und Gold, aber ich habe noch kein Stück Eisen gesehen. Und ihre Waffen sind – und dafür sollten wir Gott danken – armselig.«

»Ich habe bemerkt, dass sie sehr wohl mit Pfeilen auf uns geschossen haben«, wandte Mila ein.

»Das hast du bemerkt? Wirklich, ich habe mich immer noch nicht daran gewöhnt, dass du nicht so hilflos bist wie andere, die dein bedauernswertes Schicksal teilen. Es waren tatsächlich Pfeile, aber sie konnten nicht einmal in Marduks Schuppen eindringen, geschweige denn unseren Rüstungen etwas anhaben. Unsere Vorsicht scheint wirklich übertrieben gewesen zu sein, und Pizarros Berichte waren zutreffend. Es stimmt wohl, was man in Spanien annahm.«

»In Spanien?«, fragte Mila nach, als der Hochmeister verstummte.

Er seufzte. »Weißt du, warum man unseren Orden mit allen Drachen, die ihm noch geblieben sind, in die Neue Welt sandte, Mila?«

Sie runzelte die Stirn, denn sie verstand seine plötzliche Niedergeschlagenheit nicht. »Wir sind hier, um die Ordnung in den neu eroberten Ländern zu sichern und die Rechte des Kaisers zu wahren«, antwortete sie.

»Nun, so oder ganz ähnlich steht es in den prachtvollen Urkunden, die Kaiser Karl uns aushändigen ließ: Wir wurden geschickt, um Recht und Ordnung zu verteidigen. Die Wahrheit ist jedoch, dass wir in der Alten Welt nicht mehr viel zählen, Mila. Die Zeiten, in denen unsere Feinde tödliche Furcht vor uns empfanden, sind vorüber, seit Arkebusen und Drachenbüchsen die Schlachtfelder beherrschen. Der Kaiser hat seine Landsknechte – seine Drachenritter braucht er nicht mehr«, schloss er bitter.

»Aber Onkel!«, rief Mila erschrocken. »Haben diese Drachenritter nicht soeben im Namen des Kaisers einen glänzenden Sieg errungen?«

»Einen glänzenden Sieg, ja, an einem weit entfernten Ort. Vor zwei Monaten war es noch unsere Aufgabe, das Recht in allen Kolonien zu wahren, jetzt sind wir ausgesandt, einen einzigen Konquistador bei seinem Feldzug zu unterstützen. Zu *unterstützen*, Mila. Wir sind doch sogar seinem Befehl unterstellt!«

Mila zögerte, dann sagte sie: »Wenn ich mich recht erinnere, lautete Pizarros Wunsch doch, dass wir dieses Land nur weiter erkunden. Von Schlachten und Eroberungen war doch gar nicht die Rede.«

Ihr Onkel antwortete mit einem Lächeln in der Stimme: »Ich denke, der Erfolg rechtfertigt unser Handeln. Don Francisco soll ruhig merken, dass wir nicht seine Laufburschen sind. Es war ein guter Sieg, wenn auch gegen einen sehr unterlegenen Gegner, und jetzt haben wir eine erste Festung unter unserer Kontrolle.«

»Eine ganze Stadt, Onkel, eine ganze große Stadt. Dietmar meinte, sie sei größer als Sevilla!«

»Das mag sein, aber offensichtlich mangelt es ihr sehr an Kriegern«, meinte der Hochmeister, und auch das schien ihn zu stören.

»Umso weniger verstehe ich, dass du dir solche Sorgen machst, Onkel«, rief Mila.

Ihre feinen Ohren nahmen schon eine Weile das Klirren von Eisen wahr. Einer der Ritter näherte sich. Der leichtfüßige Schritt ließ sie vermuten, dass es Don Rodrigo de Henares war.

Dem Hochmeister des Drachenordens entrang sich ein etwas gequält klingendes Lachen. »Wundert dich das wirklich, Mila? Der Sieg war leicht, doch glaube ich kaum, dass es so leicht bleiben wird. Wir haben einen Krieg gegen ein gewaltiges Reich begonnen, und wir wissen nur wenig über den Feind. Er muss stark sein, denn sein Reich erstreckt sich über hunderte, vielleicht tausende Leguas, und doch herrschte in jedem Ort, den wir bisher aufgesucht haben, die vollkommenste Ordnung, und die Eingeborenen fürchten ihren Herrscher. Wie hat er das erreicht? Und über wie viele Menschen und wie viele Krieger verfügt er? Allein in dieser Stadt müssten doch zehntausende Menschen wohnen, Menschen, die auch mit Steinen und Knüppeln kämpfen und uns durch ihre reine Zahl